



2 1960

Stern der Neger

Zeitschrift der Missionare Söhne des Hl. Herzens Jesu

Postverlagsort: Ellwangen (Jagst)

März/April



So gesund und fröhlich

wie dieses katholische Chinesenmädchen aus Hongkong sehen nicht alle Kinder der englischen Kronkolonie an Chinas Küste aus. Flüchtlingselend und Wohnungsnot (je Quadratkilometer 2700 Einwohner!) stellen die Behörden und die privaten Wohlfahrtsorganisationen vor fast unlösbare Aufgaben. Um so dankbarer wurde die Spende von einer Million DM aus der letztjährigen Fastensammlung der deutschen Katholiken entgegengenommen.

Hongkong steht stellvertretend für das Elend weiter Gebiete in Asien, Afrika und auch Südamerika. Immer mehr wachsen die Völker der Erde zu einer Gemeinschaft, zu einer Völkerfamilie zusammen. Es darf nicht sein, daß unter dem gleichen Dach die einen in Wohlstand oder gar Überfluß leben, während die andern bittere Not leiden oder gar verhungern. Die deutschen Bischöfe haben in ihrem gemeinsamen Aufruf der diesjährigen Fastenkollekte gegen Hunger und Krankheit einen schönen Sinn gegeben: „Die Fastenaktion im Jahr des Eucharistischen Kongresses soll die Gabenbereitung sein für die große Eucharistiefeyer, die wir mit den Vertretern aller Völker der Welt in München begehen werden.“

STERN DER NEGER

Zweimonatsschrift

Jahrgang 53

INHALT

Bischof Joseph Gargitter: Heimat und Mission gehören zusammen	25
P. Adalbert Mohn: Neugründung in Spanien	26
P. Georg Klose: Von Amsterdam nach Lima	30
Kleine Missionsrundschau	34
P. Adalbert Mohn Die katholische Kirche	39
Belgisch Kongo wird selbständig	40
P. Oskar Hofmann: St. Ansgar, Apostel des Nordens	42
Hugo Kocher: Die schwarze Blüte (1)	44
Koko und Poko	48
Von Josefstal nach Spanien	3. Umschlagseite

Titelbild

Herz Jesu von unbekanntem Meister
Eggingen bei Ulm

Bestellung

Deutschland:

Missionshaus Josefstal
(14a) Ellwangen/Jagst (Württemberg)

Österreich:

Missionshaus Maria Fatima
Unterpremsstätten bei Graz

Italien:

Herz-Jesu-Missionshaus in Milland
bei Brixen

Jährlicher Bezugspreis

DM 3.- — S. 15 — Lire 500

Einzahlung

Deutschland:

Missionshaus Josefstal
Postcheckkonto Stuttgart 540 66

Österreich:

Scheckkonto 862 11 „Stern der Neger“

Italien:

Herz-Jesu-Missionshaus in Milland
Bressanone/Brixen C.C.P. 14 / 7392 Trento

Herausgeber und Verleger

Kongregation der Missionare
Söhne des Heiligsten Herzens Jesu
Josefstal bei Ellwangen/Jagst

Schriftleitung

P. Edmund Schumm, Josefstal

Druck:

Schwabenverlag AG
Zweigniederlassung Ellwangen/Jagst

Mit kirchlicher Druckbewilligung
und Erlaubnis des Generalobern



Vor seiner Rückreise nach Südafrika wurde Bischof Anton Reiterer mit P. Generalprokurator Anton Fink (Rom) vom Hl. Vater in Audienz empfangen.

Heimat und Mission gehören zusammen

Aus einer Predigt des Hochwst. Herrn Bischofs Dr. Joseph Gargitter von Brixen

Es hängt von dieser gegenwärtigen Stunde ab, ob viele Völker, zumal der ganze afrikanische Kontinent in naher Zukunft das Antlitz Christ oder das des gottlosen Bolschewismus tragen werden, ob viele Heidenvölker das Herz der Heilsbotschaft des Erlösers zuwenden oder in die Sklaverei des Materialismus fallen werden, ob Millionen von Seelen gerettet werden oder verloren gehen, ob die Kirche Christi ihre Sendung zum Heil und Segen für diese Völker fortsetzen kann oder ob ihr der Zugang in diese Länder auf viele Jahre und Jahrzehnte versperrt sein wird. Da tut großzügige und rasche Hilfe not, Hilfe an Missionaren und an den notwendigen finanziellen Mitteln, ohne die die Arbeit in den Missionen lahmgelegt bleibt.

Das Gottesreich auf Erden ist ein lebendiger Organismus, für dessen Gesundheit und Wachstum alle Glieder beitragen müssen. Wir sind Glieder am

Leibe Christi. Und jede Pfarrgemeinde ist wie eine lebendige Zelle im Gottesreich und jede Diözese ist eine solche Zelle, ein lebendiges Glied am Gesamtorganismus der Kirche. Der einzelne Christ, die Pfarrei und die Diözese leben vom Lebensstrom der Gesamtkirche; ihr Lebenssinn ist es, als lebendige Glieder zum Wohl und zum Aufbau des Leibes Christi beizutragen. Wenn sie diese Aufgabe nicht erfüllen, sterben sie notwendig ab.

Deshalb müssen alle, jeder einzelne Christ, jede Pfarrgemeinde und jede Diözese, missionarisch eingestellt sein. Das Interesse und die Hilfe für die Missionen gehören zu den Lebensbedingungen und zu den selbstverständlichen Lebensäußerungen der Pfarrei und der Diözese. Man kann ruhig sagen, die Kraft des Glaubens in einem Volk zeigt sich in den Missionsberufen und in den Missionshilfen, die es hervorbringt. Blü-

Neugründung in Spanien

Von P. Adalbert M o h n

Am 23. Februar reisten zwei Patres (P. Konrad L o h r und P. Adalbert M o h n) und vier Brüder (Br. Paul Z e l l e r, Br. Linus M i s c h i, Br. Martin P l o n e r und Br. Matthias O b e r p a r l e i t e r) nach Spanien, um beim Aufbau von zwei neuen Niederlassungen, die unsere Kongregation in diesem Jahre dort gründet, mitzuwirken. P. Franz K i e f e r l e war schon im vergangenen Herbst vorausgereist, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. In Saldana, einem etwa 3000 Einwohner zählenden Städtchen im Norden der Provinz Palencia in der Landschaft Altkastilien, beginnen wir in Kürze mit dem Bau eines großen Knabenseminars. Das Baugrundstück ist etwa fünf Hektar groß und bietet also genügend Möglichkeiten für den Ausbau des Seminars, für die Anlage von Sportplätzen, Gärten usw. Die Seminaristen werden am schon bestehenden Instituto Laboral zur Schule gehen. Dieses Institut ist bisher eine rein naturwissenschaftliche Mittelschule mit Englisch als einziger Fremdsprache. Unter Mithilfe unserer Patres soll es zu einem Vollgymnasium entwickelt werden, wobei unsere Patres den Unterricht in Latein und Griechisch und ebenfalls in Deutsch geben sollen; auf den Deutschunterricht wird von seiten der Spanier besonderer Wert gelegt.

In der Nähe der Provinzhauptstadt Palencia erwerben wir ein 31 Hektar großes Landgut (die Spanier nennen so etwas eine Finca), das die wirtschaftliche Grundlage sowohl für das Knabenseminar in dem 63 km entfernten Saldana wie auch für das später von uns in Palencia noch zu errichtende Noviziat und Klerikat geben soll. Dort wartet also die Arbeit vor allem auf die Brüder, die mit nach Spanien gereist sind und sofort mit der Aussaat beginnen müssen, um schon in diesem Jahre das landwirtschaftliche Anwesen, das überall künstlich bewässert ist, gründlich auszunützen.

Die Gegend, in der die beiden Städte Palencia und Saldana liegen, ist ziemlich steppenartig und nur an den Flußläufen fruchtbar. Sie heißt „Campos goticos = Gotische Felder“. Das deutet darauf hin, daß hier einmal ein germanisches Volk — die Westgoten — gelebt hat. Palencia und Saldana, die beide an dem Flüßchen Carrión liegen, hatten schon in der Römerzeit, also vor fast 2000 Jahren, einige Bedeutung. Die alte Brücke mit den 22 Bögen in Saldana stammt noch aus dieser Zeit. Die Westgoten waren im 4. Jahrhundert nach Christus als erstes germanisches Volk christlich geworden; allerdings schlossen sie sich nicht der katholischen Kirche an, sondern der damals sehr mächtigen Irrlehre der

hender Missionsgeist ist ein sicheres und zugleich das schönste Zeugnis für die Lebendigkeit des Glaubens in jeder Pfarrei und Diözese.

Diözese und Missionen sind keine Konkurrenzunternehmen, sondern gehören zusammen in der Einheit des Leibes Christi, in der Familiengemeinschaft der einen katholischen Kirche.

Damit die Missionare selber leben und arbeiten können, damit die unerläßlichen Voraussetzungen für die Missionsarbeit bereitgestellt werden können — denkt an die Missionsstationen, an die Gotteshäuser, die Seminare, die Schulen, die Spitäler —, bedarf es großer finanzieller

Mittel. Beherzigen wir hierin ein Wort Pius XII., der schreibt: „Was könnte ein Missionspriester, der in der Ausübung seines apostolischen Amtes durch das Fehlen aller Mittel behindert ist, nicht allein mit dem Geld tun, das mancher Christ nur für flüchtige Vergnügungen ausgibt. Jeder Gläubige, jede Familie, jede christliche Gemeinschaft sollte hier ihr Gewissen fragen. Denkt an die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, der, obschon er reich war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich werdet (2 Kor. 8,9), und gebt von euerem Überfluß und manchmal selbst von dem, was ihr nötig braucht.“



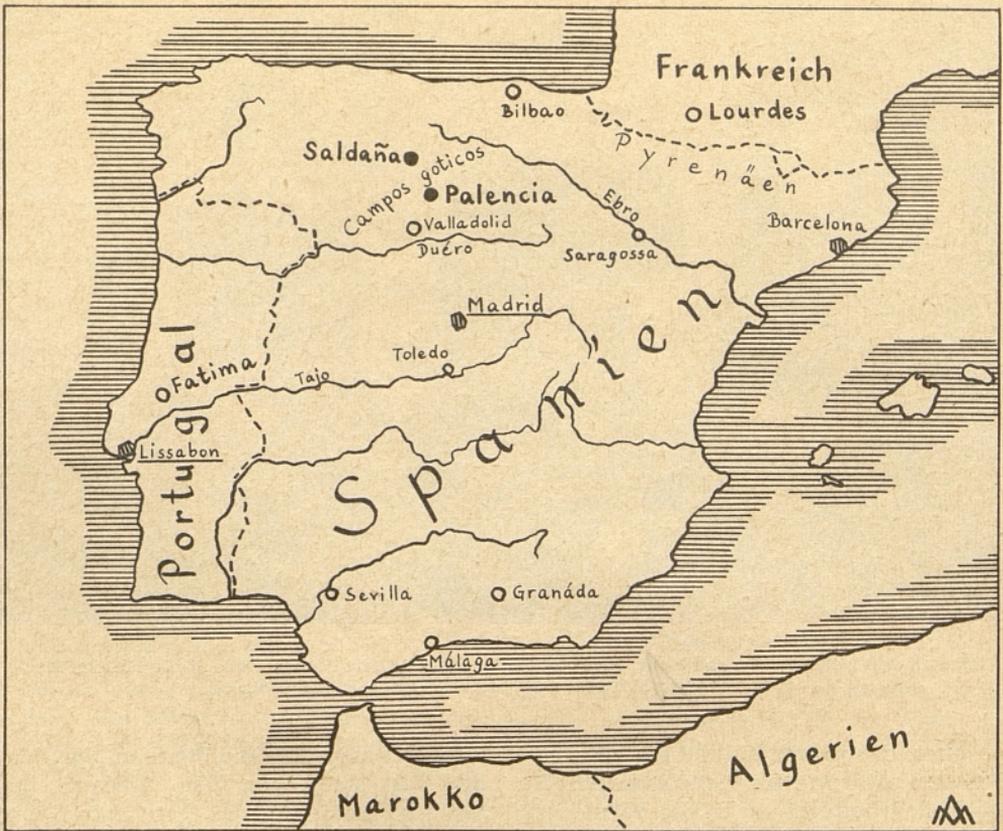
Zur Gründung von zwei Niederlassungen in Nordspanien reisten am 23. Februar in Ellwangen ab: sitzend, von links, P. Konrad Lohr, Br. Paul Zeller, P. Adalbert Mohn; stehend die Brüder Martin Ploner, Matthias Oberparleiter und Linus Mischi.

Arianer, die jedoch gültige Bischöfe und Priester hatte wie die katholische Kirche. Im 5. Jahrhundert zogen die Westgoten vom Balkan nach Italien und von dort weiter nach Frankreich, wo sie zunächst ein Königreich errichteten. Im 6. Jahrhundert zogen sie weiter nach Spanien, wo sie wiederum ein großes und mächtiges Reich gründeten. Zu gleicher Zeit errichteten auch die germanischen Sweben im westlichen Spanien und im nördlichen Portugal ein Königreich, während das Reich der Westgoten fast die gesamte übrige Halbinsel umfaßte. Von den Sweben stammt der Name Schwaben. Die Sweben waren ein großes germanisches Volk, das sich später in die Stämme der Thüringer, Franken, Schwaben und Alemannen teilte; ein Teil davon zog in der großen Völkerwanderung bis nach Spanien und Portugal und gründete das erwähnte Königreich, während die übrigen Stämme sich in West- und Süddeutschland, in Frankreich und der Schweiz niederließen.

Im Jahre 586 wurden die Westgoten katholisch; aber schon 711 wurde ihr Reich von den mohammedanischen Arabern vernichtet. Unter Kaiser Karl dem

Großen versuchten die Franken, Spanien, das fast ganz von den Arabern beherrscht wurde, für das Christentum und die Germanen zurückzugewinnen. Bei diesen Kämpfen, die nur geringen Erfolg hatten, fiel nach der Sage der berühmte fränkische Held Roland in dem Pyrenäenpaß zu Roncesvalles. Aus der Vermischung der iberischen Urbevölkerung, der eingewanderten Römer und Germanen hatte sich inzwischen das spanische Volk gebildet, dem es in jahrhundertelangen Kämpfen gelang, die arabische Fremdherrschaft abzuschütteln. Nach und nach wurde ganz Spanien wieder katholisch, so daß es heute zu den am meisten katholischen Ländern gehört, die es überhaupt gibt.

Im 16. und 17. Jahrhundert eroberten die Spanier und Portugiesen ganz Mittel- und Südamerika, die Philippinen in Ostasien und andere kleine Gebiete. Trotz der vielen Greuel, die von spanischen und portugiesischen Soldaten und Kaufleuten begangen wurden, gab es doch aus beiden Ländern auch unzählige Missionare, die den überseeischen Völkern den katholischen Glauben brachten, darunter auch die beiden größten Hei-

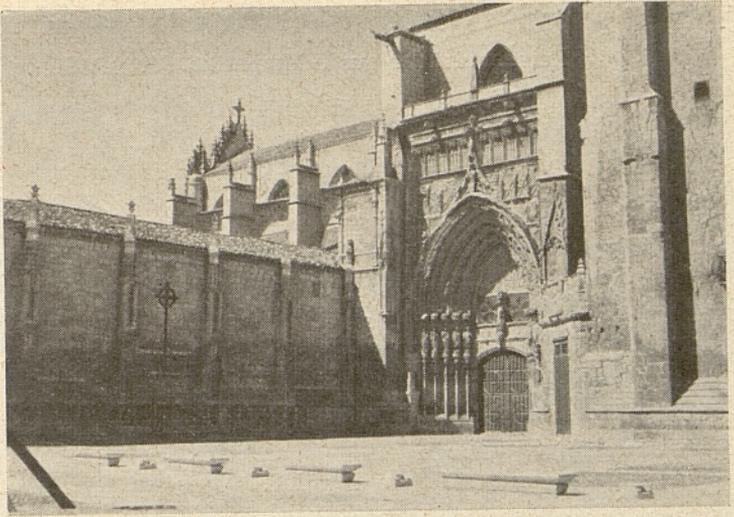


denmissionare Franz Xaver und Petrus Claver, von denen jeder — der eine in Ostasien, der andere in Südamerika — über 300 000 Heiden mit eigener Hand getauft haben soll.

Im vorigen Jahrhundert schüttelten alle diese spanischen und portugiesischen Kolonialländer die europäische Herrschaft ab und verwiesen die spanischen und portugiesischen Priester des Landes. Seitdem herrscht in diesen Ländern, vor allem in Mittel- und Südamerika und auf den Philippinen in Ostasien ein erschreckender Priestermangel. Heute, nach über 100 Jahren, ist aller Nationalismus der Befreiungskriege vergessen. Man sieht Spanier und Portugiesen sozusagen als Landsleute an, weil man ja dieselbe Sprache spricht wie sie. Es ist eine seltsame Fügung, daß nun gerade in unseren Tagen kaum ein Land in Europa einen derartigen Überschuß an Priesterberufen aufweist wie Spanien; nur sind die Spanier allein nicht in der Lage, all die vielen Berufe aufzu-

fangen und nach Süd- und Mittelamerika zu lenken. Deshalb hat sich unsere Kongregation entschlossen, in Spanien Niederlassungen zu gründen, um Priester ausbilden zu helfen für die priesterarmen Länder in der spanischsprechenden Welt.

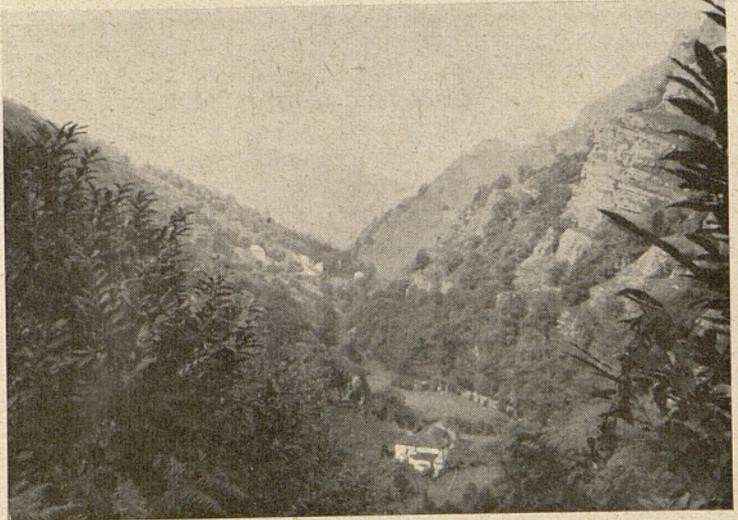
Die Provinz Palencia, in der beide Niederlassungen liegen, liegt in der Landschaft Altkastilien, die in Spanien den meisten Überschuß an Priesterberufen hat. Palencia selber ist eine Stadt von 45 000 Einwohnern mit vielen herrlichen Kirchen, Palästen und anderen Baudenkmalern. 1209 wurde hier die erste spanische Universität gegründet, die dann 1239 nach Salamanca verlegt wurde und zu den ersten Universitäten Europas gehört. Die Stadt verfügt über einige Industrie, vor allem Metall-, Textil- und Lederindustrie. Sie ist zugleich Bischofsstadt. Der Bischof selber war es, der uns herzlich und dringend gebeten hat, in sein Bistum zu kommen, um Missionspriester für Südamerika heranzubilden.



Portal der Kathedrale
von Palencia.



Straße in Palencia



Tal von Roncevalles, in
dem nach der Sage der
Held Roland, Paladin
Karls des Großen, im
Jahre 778 den Tod fand.

Von Amsterdam nach Lima

Reiseeindrücke aus Südamerika. Von P. Georg Klose

Am 15. November 1959 stach der holländische Frachter „Achilles“ zu seiner Jungfernfahrt nach Südamerika in See. An Bord befanden sich zwölf Passagiere, unter ihnen Schwester Ruth und Schwester Clarissa aus Vierzehnhelligen bei Bamberg, P. Karl Wetz el und P. Georg Klose. P. Wetz el kehrte von seinem Heimaturlaub nach Lima zurück, P. Klose machte seine erste Fahrt in sein Bestimmungsland Peru.

Nachdem wir zwei Wochen lang das Meer ausgiebig in seinen stürmischen Launen erleben und auch seine phlegmatische Ruhe etwas hatten genießen dürfen, begann der interessanteste Teil unserer Reise in die Mission, von dem ich nun einiges erzählen möchte.

Auf der Olnsel Curaçao

Es ist Freitag, der 27. November. Kurz nach dem Mittagessen ertönt an Bord der Ruf: „Land in Sicht!“ Eine Insel taucht vor uns aus dem Meere auf. Ich gehe auf die Kommandobrücke und betrachte durch das Fernglas das öde Eiland mit seinem spärlichen Baumbestand. Curaçao, so heißt die Insel, liegt einige Meilen vor uns. Der Kapitän unterrichtet uns über diese bekannte holländische Kronkolonie, die bedeutendste der niederländischen Antillen im Karibischen Meer. Hier befinden sich nämlich die größten Olraffinerien der Welt. Das im 40 Meilen entfernten Venezuela geförderte Erdöl wird zum größten Teil auf dieser Insel verarbeitet. Daher legen fast alle Schiffe, die Westindien passieren, hier an, um Öl zu fassen. Auch für unser Schiff war das der einzige Grund, hier unsere Fahrt zu unterbrechen. Gegen 14 Uhr legen wir in der einige Meilen vom eigentlichen Hafen entfernten Caracasbay an; denn wegen unserer Dynamitladung durften wir den schönen, großen Hafen nicht anlaufen. Gleich beginnen Neger — mit ihren gelben Tropenhüten ein die Kamera lockender Anblick — emsig mit modernen Maschinen und Hebevorrichtungen die dicken Ölleitungen zur Brennstoffübernahme herzurichten.

Wir Passagiere freilich müssen noch dreiviertel Stunden warten, bis sich die Polizei an Bord bemüht, um uns die Erlaubnis für einen Besuch der Insel zu erteilen. Zwei Taxis stehen bereit, die beiden Fahrer sind Neger. Der eine hat ein interessantes Gebiß. Wie ein Urwald stehen die Zähne durcheinander und ragen nach allen Himmelsrichtungen. Der arme Kerl mag sich wohl schon oft beim Essen die Kiefern verrenkt und in die Lippen gebissen haben. Seiner Fahrkunst tut das aber keinen Eintrag.

In flotter Fahrt geht es durch die ziemlich trockene und unfruchtbare Insel. Vorbei an knallbunten Bungalows gut-situierter Familien und dem Einfallen nahen Elendshütten der armen Bevölkerung erreichen wir in 15 Minuten Wilhelmstadt, die Hauptstadt der Insel. Wir verabreden uns noch mit dem Taxifahrer für die Rückfahrt und beginnen unsern Stadtbummel.

Bummel durch Wilhelmstadt

Das grelle Farbungemisch der Häuser und Geschäftsreklamen fällt einem in den verhältnismäßig engen Straßen zuerst auf. Der Fremde spürt aber auch etwas von der holländischen Sauberkeit im Straßenbild der südländischen Stadt. Curaçao ist ein beliebtes Touristenziel der Nordamerikaner. Es ist außerdem Freihafen, und so kann man alles verhältnismäßig billig kaufen. Wenigstens gilt das für einen amerikanischen Geldbeutel. Als Ausländer muß man verflixt aufpassen, wenn man nicht von den Geschäftsleuten übers Ohr gehauen werden will. Sobald die Verkäufer merken, daß man Dollars in der Briefftasche hat, verstehen sich die Preise der Waren plötzlich nicht mehr in Curaçaoer Gulden, sondern in amerikanischen Dollars; durch diesen Trick bekommt man ein Mehrfaches des Preises abgenommen, ohne es recht zu merken. Dabei stellen sich manche Verkäuferinnen, als könnten sie nicht bis drei zählen.

Es ist überraschend zu sehen, daß die Bevölkerung zu drei Vierteln aus Negern besteht. In Kleidung und Lebensstil



Nach der Ankunft in Callao: Von links nach rechts die beiden Reisegefährtinnen Schw. Ruth und Schw. Clarissa, Schw. Provinzialoberin Johanna, Kapitän, erster Offizier, P. Kloose, ganz außen Schw. Corona aus Landshut.

ahmen sie die Amerikaner nach. Für einen Europäer ist es ein ungewohntes Bild, fast nur Neger in vornehmen amerikanischen Wagen fahren zu sehen. Wie in fast allen südamerikanischen Ländern gibt es auch hier die sogenannten Kollektivtaxen, die ich übrigens ganz praktisch finde. Ein solches Taxi fährt nur eine bestimmte Strecke. An einem der beiden Endpunkte der Strecke steigen die Passagiere ein und warten geduldig, bis sich fünf Mann eingefunden haben. Dann geht die Fahrt los. Der Fahrer hält dort, wo man aussteigen will, und nimmt unterwegs weitere Fahrgäste auf. Die Preise sind niedrig.

Den Hauptreichtum der etwa 120 000 Einwohner der Insel bilden die Ölraffinerien. Menschen aus aller Herren Länder finden sich hier ein, um Geld zu verdienen.

Wir bummeln durch die Stadt, ergötzen uns an der bunten Vielfalt der Kleidung, besichtigen einige Kirchen — geraten dabei auch in eine Synagoge und eine protestantische Kirche — und kommen zum venezolanischen Obst- und Gemüsemarkt, einer besonderen Sehenswürdigkeit von Curaçao. In einem Nebenbecken des großen, von der Natur selbst geschaffenen Hafens liegen etwa

20 bis 30 helle Schoner (Segelschiffe mittlerer Größe) an einem Kai. Unmittelbar vor dem Bug eines Schiffes steht — auf der Kaimauer — ein dunkelhäutiger Venezolane und preist seine auf einem Tisch ausgebreiteten Früchte und sein Gemüse an. Der Anblick ist wenig appetitlich. Eine weitausgespannte Zeltplane schützt den Händler und seine Ware vor den sengenden Sonnenstrahlen. Und so steht eine Bude neben der anderen. Wild und verwegen sehen diese Gemüsehändler drein, die ihre Zitronen, Orangen, Bananen, Tomaten, Papaias, Ananas und andere Tropenfrüchte auf ihren Booten von Venezuela herüberbringen. Wir betrachten die Früchte, von denen ich viele noch nie gesehen hatte. Zum Kauf kann uns jedoch keine verlocken. Der Gestank des Wassers, in das alle Abfälle geworfen werden, die großen und kleinen Fliegen, die den Händlern keine Ruhe lassen, und die stinkenden Fische und Muscheln, die feilgeboten werden, lassen einem alle Kauflust von selbst vergehen.

Eine weitere interessante Sehenswürdigkeit von Wilhelmstadt ist eine Pontonbrücke. Die St.-Anna-Bay verengt sich an der Küste wie ein enger Flaschenhals und weitet sich dann zu einem

großen, langgestreckten Hafenbecken. Einen günstigeren Hafen kann man sich kaum denken. Die beiden Ufer dieser etwa 150 Meter breiten Einfahrt verbindet eine schwimmende Brücke. Sooft ein Ozeandampfer einlaufen will, wird die auf großen Pontons ruhende Brücke mittels eines kleinen, eingebauten Motorbootes herumgeschwenkt und so die Einfahrt freigegeben. Dies geschieht mindestens alle halbe Stunde, da laufend Frachter, Bananendampfer oder Passagierschiffe ein- oder auslaufen.

Durch Zufall kommen wir mit einem netten jungen Curaçaoer ins Gespräch, der einige Zeit bei seinem Bruder in Deutschland gewesen war und uns an der Sprache als Deutsche erkannt hatte. Wir erfahren von ihm, daß die Neger hier eine eigene Sprache, das Papiamentu, sprechen. Der Wortschatz dieser Sprache stammt zum großen Teil aus dem Spanischen und Portugiesischen; dazu kommen Elemente anderer Sprachen. Außerdem prägt jeder frei nach dem Augenblickseinfluss neue Wörter und Formen, die der Stammesbruder aber instinktmäßig sofort versteht. Dieses Kauderwelsch ist natürlich nur den Eingeborenen verständlich.

Wir bummeln wieder über die Pontonbrücke zurück zum Taxi. Die bunten, malerischen Giebel in der Altstadt erinnern uns ganz an Holland. Auf der Straße kennt man keine Eile und keine Hetze. Obwohl die Straßen eng sind und der Verkehr dadurch oft ins Stocken gerät, beobachten wir keine Nervosität, was uns, die wir aus dem alten Europa mit seiner Hast kommen, besonders beeindruckt.

Als wir zahlen wollen, haben wir die größte Mühe, dem Fahrer mit dem Urwaldgebiß klarzumachen, daß fünf holländische Gulden gut einem amerikanischen Dollar entsprechen, ja, daß er dabei sogar noch etwas besser wegkommt. — Um 20.45 Uhr werden die Taue des Schiffes gelöst, und wir gleiten ruhig in die sternklare Nacht hinaus.

Weiter nach Colon

Die See ist ruhig. Von Zeit zu Zeit wird die venezolanische Küste als dunkelgrauer Streifen am Horizont sichtbar.

Am Nachmittag aber bietet sich uns im Süden ein herrlicher Anblick: Die Sierra Nevada de Santa Marta in Kolumbien ragt leuchtend in den blauen Himmel. Knapp 6000 Meter hohe gigantische Berggipfel strahlen in ihrem weißen Schneegewand. In unsagbar schönem Glanz ruhen die riesigen Gletscherfelder an den steilen Flanken des wuchtigen Bergmassivs. Die unverletzliche Ruhe dieser Bergeshöhen scheint bis zu uns aufs Schiff auszustrahlen. Mit tiefer Freude nehmen wir das prächtige Bild in uns auf. Langsam, mit dem Sinken der Sonne, schmilzt auch der Silberglanz der Schnee- und Gletscherfelder wieder dahin. Die Sonne versinkt hinter dem Horizont und läßt die Berge noch einmal in zartem Rosa erglühen. Dann ragen die Gipfel nur noch grau und kalt in den Abendhimmel.

Am Sonntag, dem 29. November, erreichen wir gegen 16.15 Uhr die Bucht von Colon (benannt nach Cristobal Colon = Christoph Columbus). Ein Lotse lenkt unser Schiff durch eine enge Einfahrt in die ausgedehnte Bucht, wo wir vor Anker gehen; denn die Durchfahrt durch den Kanal ist nur bei Tag gestattet. Einige Frachter und Tanker liegen bereits in der durch einen Steinwall gegen die Meereswogen geschützten Bay und warten auf den Morgen. Im Lauf der Nacht gesellen sich uns noch andere Schiffe zu, darunter auch ein glänzend weißer deutscher Bananendampfer.

Wir werfen einen Blick auf unser Schiff und stellen fest, daß inzwischen schon mehrere Flaggen aufgezogen worden sind. Da flattert lustig im Abendwind das amerikanische Sternenbanner als Zeichen der Begrüßung. Der Kanal ist nämlich mit einem beiderseits acht Kilometer breiten Uferstreifen Eigentum der Vereinigten Staaten. Und es ist Seemannsbrauch, beim Einlaufen in einen fremden Hafen die Flagge des betreffenden Landes zu hissen. Außerdem sehen wir die rot-weiß-blaue holländische Flagge vorn am Bug wehen und am Top des hinteren Mastes die hellblaue Flagge der Schiffsgesellschaft KNSM. Eine quadratische gelbe Signalfarbe kündigt den Hafenbehörden, daß an Bord alles

gesund ist. Zum Glück haben unsere beiden Franziskusschwester aus Vierzehnheiligen ihre Seekrankheit bereits hinter sich und sind wohlauf, sonst müßten wir wahrscheinlich eine weiße Flagge hissen mit der Bedeutung: Seekranke Ordensschwester an Bord!

Das rote Flaggentuch über der Kommandobrücke ist uns schon von Amsterdam her vertraut. Es erinnert uns daran — falls wir es schon wieder vergessen haben sollten —, daß wir Sprengstoff und Munition an Bord haben. Und weil wir für die Kanalfahrt einen Lotsen benötigen, winkt die blau-gelb gestreifte Flagge lebhaft flatternd zum Hafen hinüber.

Die Nacht schlafen wir alle sehr gut, denn die Maschinen dürfen auch einmal ausruhen. Ich gehe bald ins Bett, um am nächsten Morgen auf dem Posten zu sein, denn es wird ein interessanter Tag werden.

Auf dem Panamakanal

Es ist Montag, der 30. November. Um 5.30 Uhr sollten wir die Anker lichten. Jedoch noch gestern abend war die Weiterfahrt auf 8.00 Uhr festgelegt worden. Doch wegen der Unpünktlichkeit der Arbeiter (wir sind in Südamerika!) rasseln die Ankerketten erst um 9.30 Uhr und holen die schweren Anker aus der Tiefe. Wir durchqueren die Bucht von Colon und erreichen nach 20 Minuten langsame Fahrt die dreistufige Eingangsschleuse zum Kanal. Wir müssen zunächst noch warten, aber dann werden wir in das erste Schleusenbecken gezogen. Rechts und links halten an starken Seilen je drei kleine, aber kräftige, auf Zahnradschienen laufende Dieselloks unser Schiff, um es beim Einfluten des Wassers in das Schleusenbassin vor Beschädigung an den Wänden zu bewahren.

Die riesenhaften Eisentore drehen sich in ihren Angeln und greifen schließlich mit ihren raubtiergleichen Verschlußzähnen knirschend ineinander. In wenigen Minuten steigt der Wasserspiegel, und wir werden neun Meter gehoben. Die Sonne brennt glühend heiß vom blauen Tropenhimmel, aber wir halten auf der Kommandobrücke aus, um das interessante Schleusenmanöver genau zu beobachten. Nun öffnen sich, wie von

unsichtbarer Hand geschoben, langsam die vorderen, mächtigen Tore, und wir werden von den schwarzgelben Dieselloks in das zweite Becken gezogen. Wieder hebt sich das Schiff um neun Meter. Der gleiche Vorgang wiederholt sich dann noch ein drittes Mal. Der Höhenunterschied zwischen dem Meeresspiegel und dem Kanal beträgt also 27 Meter.

Oben angekommen, breitet sich vor uns ein ziemlich ausgedehnter See aus. Links, kurz vor der Schleuse, wartet die „Reina del Mar“, eines der neuesten und modernsten englischen Passagierschiffe, das zwischen England und Chile verkehrt. Wir winken freudig hinüber. Unser Augenmerk gilt nun dem Kanal, der zum großen Teil kein eigentlicher Kanal, sondern ein langgestreckter See ist. Rings an den oft tief eingebuchteten Ufern sehen wir nichts als dichte, dschungelartige Wälder. Dieser Gatunsee entstand durch Aufstauung des Chagres an der Ostseite der Landenge von Panama. Er bildet das Wasserreservoir für den Betrieb der Schleusen, und selbst, wenn es zwei Jahre lang nicht regnen sollte, würde der Kanal infolge dieser gestauten Wassermassen befahrbar bleiben.

Wir stehen an Deck, blicken staunend hinüber zu den dunkelgrünen Wäldern und bewundern die vielen kleinen, wildverwachsenen Eilande des Sees, die in mir robinsonhafte Gefühle erwecken. Als sich der künstliche See zu Beginn unseres Jahrhunderts mit Wasser füllte, flüchteten die Tiere dieses Urwaldgebietes auf die verschiedenen Erhebungen, die nun als Inseln aus dem Wasser ragen. Die Barro-Colorado-Insel ist heute ein bekanntes, nur Wissenschaftlern zugängliches Naturschutzgebiet für biologische Forschungen.

Ein Lotse steuert die „Achilles“ auf der durch Bojen gekennzeichneten Route durch den See, der nach einiger Zeit immer schmaler wird. In Colon waren für die Schleusenmanöver 15 bis 20 Neger an Bord gekommen, sie liegen nun auf der faulen Haut oder wollen mit Ansichtskarten, bunten Tüchern oder sonstigem Krimskrams nebenbei etwas verdienen. Sie fahren täglich einmal, praktisch nichts tuend, durch den Kanal, ver-

Kleine Missionsrundschau

Erzbischof von Durban zur Rassenfrage

Auf der Jahresversammlung des Südafrikanischen Instituts für Rassenbeziehung am 11. Januar, die von 300 Delegierten aus allen Teilen der Union beschickt war, bezeichnete Erzbischof Hurley von Durban das mit 1960 beginnende Jahrzehnt als schicksalhaft für Südafrika. Diese Dekade dürfte nach den Worten des Bischofs wohl das Ende des Kolonialismus auf dem Kontinent und möglicherweise eine Krise für die weiße Herrschaft in Südafrika bedeuten.

Das Rasseninstitut würde in den kommenden zehn Jahren eine ungeheuer große Aufgabe zu lösen haben. Es hätte die weißen Südafrikaner zu überzeugen, daß die gemeinsame Auffassung der Menschheit über

das lächerliche Bestehen auf Farbenunterschieden ebenso hinausragt wie etwa ein Berg den Maufwurfhügel überragt.

In einem veränderten Südafrika müßte der weiße Mann äußerste Anstrengungen machen, um die Vorurteile der Vergangenheit zu überwinden.

Südafrikaner müßten geistig und gefühlsmäßig auf den veränderten Kontinent vorbereitet sein, in dem sie zu leben hätten. Während das Institut hilft, soweit das in seinem Bereich möglich ist, müßten auch Presse, Universitäten und religiöse Körperschaften mithelfen, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten.

Den weißen Afrikanern muß geholfen werden, daß sie mit wohlwollender Sympatie

dienen dabei sieben Dollar und sind damit auch noch nicht zufrieden. Nach getaner Arbeit — sie haben lediglich beim Passieren der Schleusen die Taue auf dem Schiff zu befestigen und nachher wieder zu lösen — zerrinnt ein Teil dieser sieben Dollar wieder in Panama-City in Bier und Whisky.

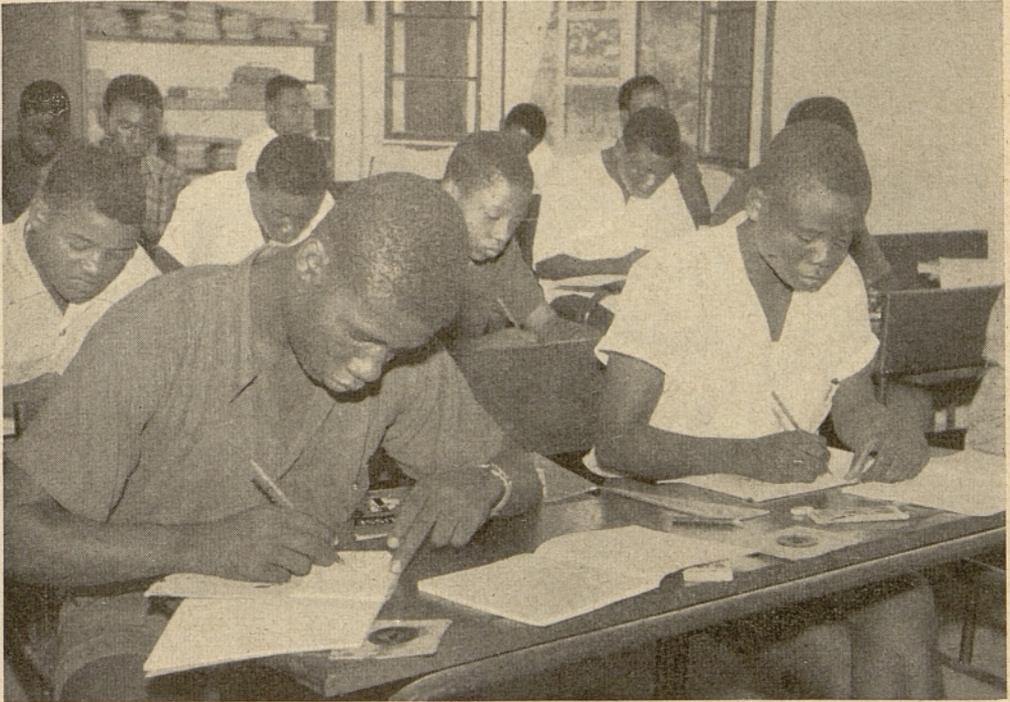
Auf dieser acht- bis neunstündigen Fahrt durch den 70 Kilometer langen Kanal begegnen uns Schiffe aller möglichen Nationen. Wir haben nur sehr langsame Fahrt, um bei der nicht allzubreiten Fahrinne nicht mit entgegenkommenden Ozeanriesen in Kollision zu geraten. Selbst beim Mittagessen haben wir keine Ruhe, weil es immer wieder etwas Neues zu sehen gibt. Kurz vor der Ausgangsschleuse weitet sich der Kanal zum Miraflores-See. Inzwischen pirsche ich mich über riesige Rohre, Taue, Seile und Ankerketten bis zur äußersten Bugspitze vor und beobachte zusammen mit dem zweiten Offizier aus allernächster Nähe die interessante Schleusendurchfahrt. In drei Stufen geht es wieder 27 Meter hinab, zum Pazifischen Ozean. Es ist immer noch mörderisch heiß. Barfuß auf den Holzplanken des Decks zu stehen, ist fast unmöglich. Meine Nase beginnt wie eine rote Kontrollampe der Schleusenanlagen zu glühen. Nach einer halben Stunde halte ich es doch für ratsamer, mich in den Schatten zurückzuziehen. Denn auf einen Panamasonnen-

stich möchte ich doch lieber verzichten.

Die Landenge von Panama wurde im Jahre 1513 vom tollkühnen Spanier Vasco Nunez Balboa entdeckt. Er drang in das Innere des Landes vor und hatte dabei das Glück, es an der schmalsten Stelle zu tun. Aber welch ein entsetzlicher Weg durch diese mörderische, versumpfte, fieberschwangere tropische Urwaldzone! Doch er war der erste Europäer, der den Stillen Ozean an Amerikas Westküste sichtete. Es geschah dies am 25. September 1513.

Im Jahre 1958 passierten — allerdings eine Rekordzahl — 10 550 Schiffe den Panamakanal. 1904 war mit dem Bau des Kanals und seiner gewaltigen Schleusenanlagen begonnen worden, und nach zehnjähriger Bauzeit war er schon vollendet. Im Lauf der Jahre wurde die Kanalzone von den Amerikanern stark befestigt.

Etwa um 16.30 Uhr kommen wir wieder auf die offene See. Wir blicken noch einmal zurück. Eine weite, herrliche Bucht liegt vor uns. Einsame, wuchtige Felskegel recken sich aus den Fluten. Märchenhaft schön liegt Panama-City an dem weiten Bogen der Bucht und den sanft ansteigenden Hängen. Die untergehende Sonne taucht das ganze Panorama in zartes, feenhaftes Abendlicht. Lange noch sitzen wir auf Deck in den Liegestühlen und genießen den wunderbaren Anblick. (Schluß folgt)



Viele Angehörige der schwarzen Rasse sind sehr bildungshungrig; denn Bildung bedeutet sozialen Aufstieg und politische Macht.



Blick in eine Lehrwerkstätte, geleitet von einem Missionsbruder. Wie man sieht, sind die Schreinerlehrlinge ganz bei der Sache.



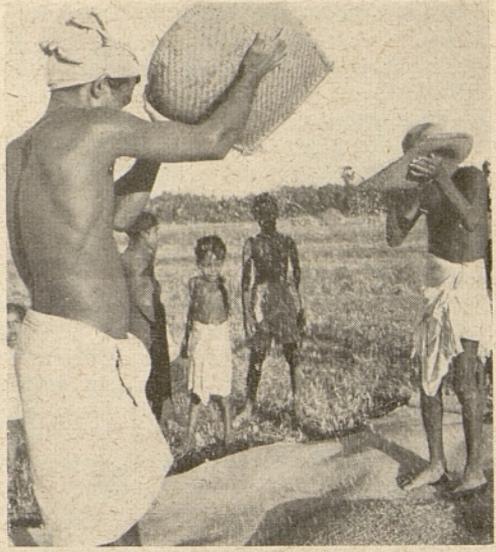
und nicht mit Befürchtungen auf die Entwicklung Afrikas schauen, daß sie es als einen Gewinn und nicht einen Verlust ansehen, daß Menschen, gleichviel welcher Farbe sie sind, einen Schritt vorwärts tun in der Entwicklung des menschlichen Geistes und der Übernahme der Verantwortlichkeit.

Erzbischof Hurley beklagte es als eine Tragödie, daß nicht viel Zeit mehr zum Überlegen übrig bleibt und daß den weißen Südafrikanern wie ein Geburtsfehler ihre Unfähigkeit anhaftet, der Wahrheit in Rassen-

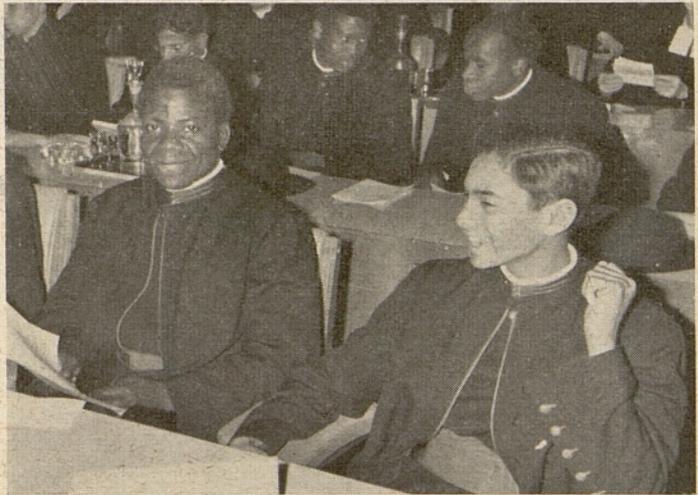
dingen ins Auge zu schauen: Die Hautfarbe ruft bei ihnen solch blindes Vorurteil und unversöhnliche Leidenschaft hervor, daß klares Sehen und vernünftige Überlegung unmöglich erscheinen. Was Afrika angeht, so müßte ihm der Westen weitherzig seine wirtschaftliche Hilfe angegedeihen lassen. Mit dem Fall der Kolonialschranken werden afrikanische Gebiete dem Handel und der Investierung von überallher offenstehen. Der Westen muß sich klar sein, daß, wenn er nicht die gebotene Gelegenheit ergreift, die marxistische Welt das tun wird.



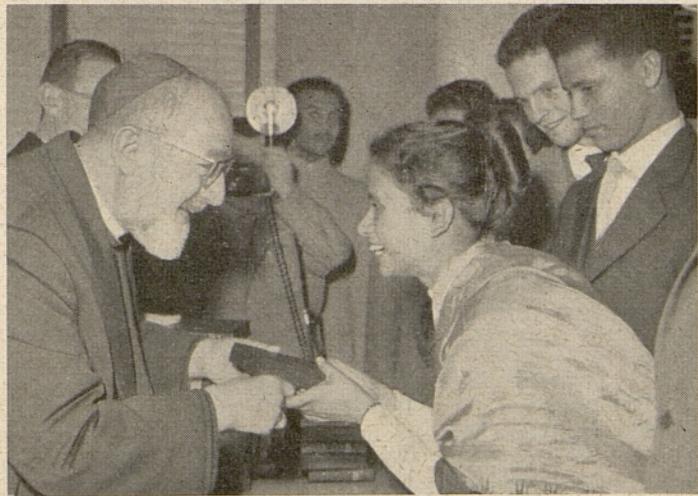
Mit solch altertümlichen landwirtschaftlichen Methoden (vier Bilder) kann man das 404 Millionen zählende indische Volk nicht ernähren. Mit dem Fastenopfer der deutschen und österreichischen Katholiken will man u. a. auch landwirtschaftliche Schulen errichten.



In der Zentrale der Welt-Ernährungs-Organisation (FAO) der Vereinten Nationen in Rom ließen sich über 1600 Geistliche aus 92 Nationen in die Arbeit dieser großen Organisation einführen.



Das 1950 gegründete Universitätskolleg für Missionsärzte in Padua konnte in den zehn Jahren seines Bestehens bereits 55 Ärzte in die Missionen entsenden. Am 10. Januar weihte Kardinal Agagianian, Propräfekt der Propagandakongregation, für die Studenten und Studentinnen (z. Z. 26 aus Italien und 45 aus Asien und Afrika) ein neues Kollegsgebäude ein. Auf dem Bild überreicht Kardinal Agagianian einer Studentin aus Asien als Geschenk ein neues Meßbuch.



Kleinseminar für Farbige in Kapstadt

Das neue Seminar für Farbige, das am 9. Dezember letzten Jahres bei Kapstadt eröffnet wurde, wird sich in kurzer Zeit als zu klein erweisen.

Erzbischof Owen McCann, der die größte und am meisten fortgeschrittene „farbige“ Bevölkerung in Südafrika in seiner Diözese hat, errichtete ein kleines Seminar für 30 Knaben, die in dem nahen Kolleg der Schulbrüder die Schule besuchen sollen. Die Zulassungsgesuche aus der Erzdiözese und anderen Diözesen beweisen, daß das Seminar schon bald zu klein sein dürfte. Auch stellte sich die Notwendigkeit heraus, ein großes Seminar zur Verfügung zu haben, damit man nicht gezwungen wäre, alle die Groß-Seminaristen nach Rom oder dem St.-Peters-Seminar in Pevensy-Natal zu schicken.

Die Farbigen stellen in Südafrika eine Mischrasse aus Hottentotten, Buschmännern, Europäern, Malaien, Afrikanern und Indern dar. Sie machen ungefähr 10 Prozent der Gesamtbevölkerung und der Katholiken des Landes aus. Da sie weder zur führenden europäischen Kaste noch zu der afrikanischen Majorität gehören, sind sie in gewissem Sinne benachteiligt. In der Nachkriegszeit haben sich ihr Lebensstandard und ihre Erziehung beträchtlich gehoben, auch sind sie zahlreich in die katholische Kirche eingetreten. Ein eigenes Universitätskolleg wird durch Zutun der Regierung in der Nähe von Kapstadt für sie errichtet; hoffentlich kommt das Große Seminar auch dorthin zu stehen.

Tiefer als das Meer, höher als die Berge

Den Studenten von Schwarzafrika, die Ende Dezember 1959 in Paris ihren II. Kongreß abhielten, schickte der Allgemeine Chinesische Studenten-Bund die folgende Glückwunschsbotschaft: „Im letzten Jahr haben Studenten von Schwarz-Afrika am Kampf gegen Imperialismus und Kolonialismus für die nationale Unabhängigkeit aktiven Anteil genommen. Solange die Studenten Schwarz-Afrikas einig und wachsam bleiben, werden die imperialistischen Komplote zu schanden werden. Die chinesische Jugend steht an der Seite der afrikanischen Jugend.“

Die Studenten von Kamerun erhielten die folgende Sonderbotschaft: „Die nationalen demokratischen Bewegungen in Asien, Afrika und Lateinamerika zeigen sich in voller Stärke, während die Todfeinde des afrikanischen Volkes, die von den USA geführten Imperialisten, auseinanderfallen. Die Freundschaft unserer beiden Länder ist tiefer als das Meer, höher als die Berge.“



Papst Johannes XXIII. ernannte Bischof Maurian Rugambwa von Rutabo, Tanganjika, zum ersten Kardinal der schwarzen Rasse. Wir sehen ihn im Gespräch mit Papst Pius XII.

Formosa: Schule und Schülerheim

Das von den Schweizer Bethlehem-Missionaren geleitete Studentenheim in der Stadt Taitung entspricht einem dringenden Bedürfnis. Bereits ist es mit 160 Studenten besetzt, und die Eltern besonders der auswärtigen Studenten sind froh, daß ihre Söhne in einem Haus, das zu besserer Disziplin und besseren Leistungen anregt, Unterkunft gefunden haben. Aber auch die staatliche Mittelschule weiß den guten Einfluß des Heimes mit seiner geistlichen Leitung auf die Studenten wohl zu schätzen und hat darum zwei chinesische Priester als Professoren für den Unterricht in Geschichte, Englisch und Mathematik angestellt. Ihr Auftreten und Wirken hat bereits dahin geführt, daß manche heidnische Professoren ihre frühere Einschätzung der Missionare und Priester einer Revision unterzogen haben. Viele von ihnen haben gerade deshalb die Ausstellung „Katholische Kirche“ besucht.

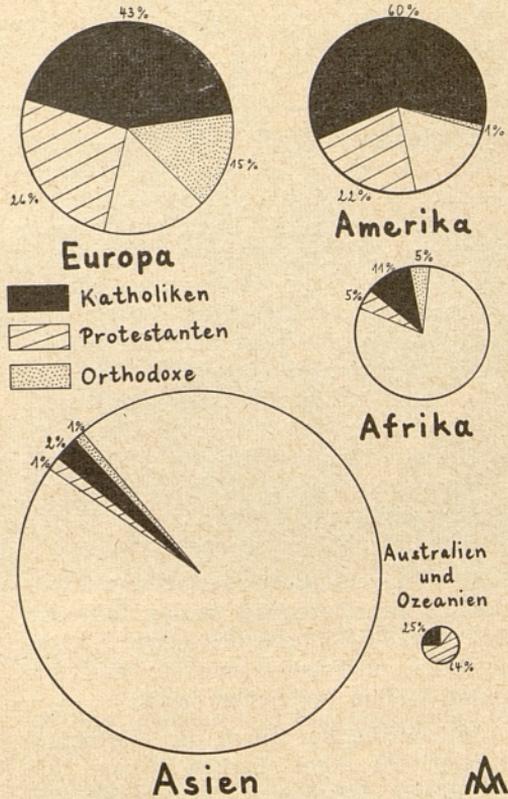
Den Bitten der Eltern entsprechend haben die Bethlehemiten bereits mit dem Bau eines zweiten Studentenheims für 36 Insassen in Cheng-kung im Norden von Taitung begonnen. Die Ingenbohler Heiligkreuzschwester denken ebenfalls daran, bei der Pfarrkirche ein Heim für 16 Studentinnen zu eröffnen.

Die katholische Kirche in der Welt

Von den 540 Millionen Einwohnern Europas sind heute 43 Prozent katholisch, also nicht einmal die Hälfte; dennoch stützt sich die katholische Mission fast völlig auf den „alten“ Erdteil. Obwohl Amerika unter seinen 374 Millionen Einwohnern 60 Prozent Katholiken hat, gibt es dort nur zwei Länder, die sich aktiv an der Weltmission beteiligen: die beiden nordamerikanischen Staaten USA und Kanada — also die beiden Staaten, deren Bevölkerung eigentlich europäischen Charakter hat. So hat die katholische Kirche bis zur Stunde eigentlich noch ein ganz europäisches Gepräge. Die Kirche in Südamerika, Mittelamerika, Afrika und Asien ist nicht voll mündig geworden; das sieht man daran, daß sie fast überall noch Missionskirche ist, auf Priester aus anderen Ländern wartet und noch nicht selber eine tragende Rolle innerhalb der Kirche spielt. Die Kirche in Australien, Neuseeland und Hawaii hat europäisches Gesicht; auf der Inselwelt Ozeaniens ist sie im übrigen reine Missionskirche, wenn auch dort schon ein erheblicher Teil katholisch ist.

Der volkreichste Erdteil der Welt, Asien, ist zugleich derjenige, in welchem die Kirche bisher am wenigsten Fuß zu fassen vermochte. Das einzige katholische Land Asiens, die Philippinen, ist ebenfalls Missionsland, weil es wie die Länder Mittel- und Südamerikas ein Land ohne Priester ist und noch ganz auf die Unterstützung von Europa und Nordamerika angewiesen ist. Unter den 1600 Millionen Einwohnern Asiens gibt es nur 32 Millionen Katholiken (zwei Prozent), von denen weit über die Hälfte auf den Philippinen leben.

In Afrika mit seinen 220 Millionen Einwohnern hat die katholische Kirche schon elf Prozent für sich gewonnen, also mehr als doppelt soviel wie die verschiedenen protestantischen Kirchen zusammen. Die fünf Prozent Orthodoxen in Afrika gehören den sehr alten christlichen Kirchen in Ägypten und Abessinien an.



Das Schwergewicht des Protestantismus liegt in Europa, wo er 26 Prozent ausmacht; er ist hier vor allem in drei Gruppen gespalten: Lutheraner, Reformierte (Kalvinisten) und Anglikaner, die freilich auch wieder unter sich gespalten sind. Bei den 22 Prozent Protestanten in Amerika sind nicht nur die verschiedenen größeren Kirchen gemeint, sondern auch die unzähligen Sekten, die sich von den einzelnen evangelischen Kirchen abgespalten haben. In Asien vermochte der Protestantismus noch weniger Fuß zu fassen als die katholische Kirche. Der „protestantischste“ Erdteil ist Australien mit der umliegenden Inselwelt Ozeaniens (16,5 Millionen); den 25 Prozent Katholiken stehen dort 64 Prozent Protestanten gegenüber. Seltsamerweise ist dieser am letzten entdeckte und christianisierte Teil der Welt heute derjenige, der prozentual die meisten Christen aufweist.

A. M.

Belgisch Kongo wird selbständig

Belgien hat sich entschlossen, seinem afrikanischen Kolonialgebiet noch in diesem Jahr die politische Unabhängigkeit zu geben.

Vielerlei Fragen ergeben sich aus diesem überstürzt scheinenden Abzug Belgiens aus Afrika: Werden die Afrikaner genügend geschulte Führungskräfte haben? Wird zwischen den verschiedenen Stämmen blutiger Bürgerkrieg ausbrechen? An welchen der großen Machtblöcke wird sich der neue Staat anlehnen? Was wird aus der jungen Missionskirche? In weiser Voraussicht hat der Hl. Vater im letzten Jahr in Belgisch Kongo und Ruanda-Urundi die Hierarchie errichtet, d. h. aus den bisherigen Missionsgebieten Erzdiözesen und Diözesen gebildet und sie weitgehend einheimischem Klerus übergeben.

Die Einstellung der meisten afrikanischen Führer berechtigt zu der Hoffnung, daß sich die Bildung des neuen Staates in Ruhe und Frieden und mit vereintem guten Willen vollziehen wird.

Die Kirche hat durch die Verlautbarungen der Apostolischen Vikare und Präfekten „freudig das Aufsteigen des Kongo zur Unabhängigkeit begrüßt“ und die Gläubigen an den „Vorrang der Rechte Gottes und der menschlichen Person“ erinnert und ihre sozialen und brüderlichen Verpflichtungen eingeschränkt. Die Kirche ist ängstlich bemüht, die Missionsarbeit aus den politischen Kämpfen herauszuhalten, und hat den Priestern und Ordensleuten untersagt, sich als Wahlkandidaten aufstellen zu lassen oder an derartigen Versammlungen teilzunehmen.

Dagegen empfiehlt die Kirche den katholischen Laien, positiv und in brüderlicher Eintracht mit den Andersgläubigen am Aufbau des Kongolandes und an der Schaffung des Geistes, der den neuen Staat erfüllen soll, mitzuarbeiten.

Außer der kommunistischen bekennt sich keine Partei zu einer Ideologie, die gegen die Prinzipien verstößt, die die Kirche als Grundlage des gesellschaft-

lichen Lebens fordert. Eine Reihe von Parteien zählen unter ihren Vorkämpfern aufrichtige Katholiken. Mehrere europäische Katholiken entschlossen sich ihrerseits, am Aufbau des neuen Staates mitzuarbeiten, und traten der Nationalen Demokratischen Union bei. Sie erklärten: „Wir haben den Ehrgeiz, auf verwaltungstechnischem, wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiet die diskrete, aber notwendige Rolle von Ratgebern und Fachleuten zu spielen, solange wir nötig und erwünscht sind.“

Auf dem Gebiet der inneren Organisation, des Laienapostolates und der Sozialarbeit betont die Kirche ihren Willen, möglichst viele einheimische Führungskräfte heranzuziehen und das Christentum im afrikanischen Boden zu verwurzeln. Die Laien werden sich täglich mehr ihrer Verantwortung bewußt, und der Eifer der aktiven Vorkämpfer berechtigt zu großer Hoffnung für die Kirche in Kongo und Ruanda-Urundi. Die allumfassende Caritas, die normalerweise wenig in Erscheinung tritt, war inmitten der Unruhen des letzten Jahres stark beachtet. Gerade auf die Missionsstationen haben sich die meisten Männer und Frauen in ihrer Not geflüchtet, weil sie wußten, daß sie hier Hilfe und Trost finden würden, gleichviel, welcher Rasse und Religion sie angehörten.

Die Kirche sieht sich in diesen Jahren des Umbruchs am Kongo auch vor große Schwierigkeiten gestellt. Die Verwirrung der Geister, die Unsicherheit der Zukunft, die politischen Leidenschaften hemmen zunächst die Arbeit der Missionare und wirken anscheinend auch lähmend auf eine Anzahl Katholiken. Lange Jahre erhielt die Kirche für ihre soziale und schulische Tätigkeit finanzielle Hilfe von der belgischen Regierung, und in all den Jahren bestand zwischen Kirche und Kolonialverwaltung ein gutes Einvernehmen. Das wird nun von Böswilligen und schlecht Informierten gedeutet, als seien die Missionare mit dem Kolonialsystem verbündet gewesen. Die Bezie-



Blick in das große Stadion von Leopoldville, der Hauptstadt Belgisch Kongos. Von den 13 800 000 Einwohnern Belgisch Kongos sind 4 Millionen Katholiken, 750 000 Protestanten, 90 000 Mohammedaner, der Rest Heiden.

hungen mancher afrikanischer Führer und Journalisten zu den belgischen und französischen Kommunisten sind ebenso wie die Schlagworte, die von den marxistischen Organisationen in Umlauf gesetzt werden, imstande, teilweise das Vertrauen der öffentlichen Meinung auf die Kirche und ihre Priester zu zerstören. Verleumdungen finden bei Leichtgläubigen, besonders unter den Heiden und bei gewissen protestantischen Sekten, allzuleicht Gehör. Selbst Katholiken lassen sich durch tausendfach wiederholte Behauptungen irreführen, fangen an zu zweifeln und schämen sich ihrer Priester. Dies ist eine Folge der raschen Missionierung des Kongo, ohne daß die Zahl der Priester der wachsenden Zahl der Gläubigen folgen konnte. Der Religionsunterricht und die seelsorgliche Betreuung konnten nicht immer mit der gewünschten Ausdauer und Gründlichkeit geboten werden.

So läßt sich auch der gegenwärtige Erfolg des Kibanguismus erklären, wenn sich auch die Katholiken weniger als

andere Christen von ihm gewinnen lassen.

Auch sonstige Sekten, wie die Zeugen Jehovas, und ungezählte Heilkünstler und Wundertäter tragen zur allgemeinen Verwirrung der Geister bei. Von der Universität Elisabethville aus bemüht sich ein mit altem Brauchtum verbrämtes Neuheidentum sich auszubreiten

Für die Kirche lautet das Gebot der Stunde: Intensives Gebetsleben, leuchtender Glaube, uneigennütziges Liebestätigkeit, Aufgeschlossenheit für die Fragen der Zeit. Kommt dazu das ernsthafte Bemühen, den Unterricht im Glauben zu vertiefen, die Liturgie dem Volkscharakter anzupassen, die Katechese mit neuem Geist zu erfüllen, den Kontakt zwischen Klerus und den gebildeten Laien zu vertiefen, so wird die Kirche ihre Missionsarbeit trotz der augenblicklichen Schwierigkeiten hoffnungsvoll weiterführen können, auch in einem unabhängigen Kongostaat.

St. Ansgar, der Apostel des Nordens

Der Name Ansgar, durch Lautverschiebung zu Oskar geworden, ist ein deutscher Name. Er läßt sich in die zwei Silben ans oder os und gar oder kar zerlegen. Die erste Silbe bedeutet im Althochdeutschen Gott, die zweite Speer.

Ansgar war in Wahrheit der Speer, den Gott gebrauchte, um den Norden für sein Reich zu erschließen. War dieser erste Missionar, der von Deutschland auszog, eine Kämpfernatur, weil er so Großes leistete, daß Himmeler in seinem Buch „Helden und Heilige“ die Behauptung wagt, er habe eine solche Großtat in der Geschichte vollbracht, daß der Name Ansgar auch vom Ruhme eines Bonifatius nicht überstrahlt werde? Nein, er war eher alles andere als gerade das. Er war ein Mensch, „fromm, sinnig, phantasiereich, schwächlich und zartfühlend, aber trotzdem lebhaft und beweglich“. Im Kloster Corbie in Flandern aufgewachsen und erzogen, kam er nach der Priesterweihe als Lehrer in das Kloster Korvey an der Weser. Wenn er an dieser Tätigkeit auch Freude fand, so sehnte er sich doch in seinem Innern darnach, anderen Menschen, die noch nichts von Christus und seiner Erlösung wußten, die Frohbotschaft vom Reiche Gottes zu bringen.

Als der Dänenkönig Harald nach seiner Vertreibung bei Ludwig dem Frommen Aufnahme gefunden und im Jahre 826 sich hatte taufen lassen, wollte ihm Kaiser Ludwig zur Stärkung seines Glaubens Missionare mitgeben. Darum beriet er sich mit den Bischöfen und Äbten, wem er diese schwierige Aufgabe anvertrauen könne. Abt Wala von Korvey schlug dem Kaiser Ansgar vor. Zusammen mit seinem Mitbruder Autbert stellte sich dieser gerne zur Verfügung. Mit dem königlichen Gefolge fuhr er den Rhein hinab, an der friesischen Küste entlang zum Ort seiner Bestimmung. Der König kümmerte sich wenig um die Missionare; doch legte er ihrer Arbeit auch keine Hindernisse in den Weg. Doch bevor sie noch eine Kirche bauen und eine Gemeinde sammeln konnten, wurde der König und sie mit ihm nach

zweijähriger Tätigkeit im Jahre 829 des Landes verwiesen. Autbert war inzwischen auch so schwer krank geworden, daß er seine alte Abtei wieder aufsuchen mußte.

War es ein Zufall oder war es eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß im gleichen Jahre eine schwedische Gesandtschaft an den Hof Ludwigs des Frommen kam und um Missionare bat? Der Herr wollte seinen „Speer“ zum zweiten Male werfen. Ludwig berief Ansgar für diese neue Aufgabe, und da man ihm die Versicherung gab, daß ein anderer das Werk der Bekehrung in Dänemark fortsetze, war er bereit, die Frohbotschaft auch in dieses Land zu tragen. Mit einem Mitbruder trat er auf einem Handelsschiff die Fahrt nach Schweden an. Der Kaiser hatte ihm das Schiff zugewiesen und ihm auch viele Geschenke, unter anderem 40 handgeschriebene Bücher für den Schwedenkönig Björn mitgegeben. Unterwegs aber wurde das Schiff von normannischen Seeräubern angegriffen und ausgeplündert. Die beiden retteten nur ihr nacktes Leben und gelangten auf Umwegen in die Stadt Byrka. Der König nahm sie freundlich auf und unterstützte sie in ihrer missionarischen Tätigkeit. Freilich konnten sie auch hier keine Massenbekehrungen verzeichnen. Die wenigen aber, die sich taufen ließen, standen treu zu ihrer Kirche, unter anderen auch der Vorsteher von Byrka und Ratsherr des Königs Herigar.

Nach zweijähriger Tätigkeit reiste Ansgar in die Kaiserpfalz, um Ludwig dem Frommen Bericht über seine ersten Erfolge und Mißerfolge zu geben. War es schon immer der unerfüllte Wunsch Karls des Großen geblieben, ein Nordlandbistum zu gründen, so wurde Ludwig nun durch diesen Bericht Ansgars angeregt, diesen Plan Gestalt annehmen zu lassen. Er errichtete in Hamburg ein Erzbistum für die nordischen Länder und ließ Ansgar um Weihnachten 831 durch den Bischof von Metz die Bischofsweihe erteilen. Papst Gregor IV. bestätigte die Bistumsgründung, verlieh Ansgar das

Pallium und sandte der neuen Diözese seinen Segen. Gleichzeitig setzte er Ansgar zu seinem Legaten für die nordischen Länder ein. Durch die Verleihung des letzteren Titels ermöglichte es ihm der Papst, genügend Missionskräfte von den deutschen Abteien für die Nordlandmission zu bekommen, so daß er von jetzt ab die Arbeit vorantreiben konnte. In Hamburg erbaute er seine Bischofskirche und eine Klosterschule, die bald von schwedischen und dänischen Jungen besucht wurde. So begann nun die Arbeit auf dem Missionsfeld die ersten Früchte zu bringen.

Doch bald sollte über die junge Pflanzstätte der erste Sturm hereinbrechen. Ludwig der Fromme starb; der dänische König Harald fiel wieder vom Glauben ab; die Normannen überfielen Hamburg; Kirche und Kloster gingen in Flammen auf. Wiederum mußte Ansgar fliehen. Auch in Schweden wurde der Stellvertreter Ansgars, Gauzbert, des Landes verwiesen. Sieben Jahre lang blieb Byrka verwaist. Als der Erzbischof dann für einen Ersatz sorgte, ließ dieser bald seine Herde im Stich. Bischof Gauzbert wollte in Schweden keinen zweiten Versuch mehr wagen. Da reiste Ansgar selbst nach Schweden. Er konnte beim König wenigstens das eine erreichen, daß man in Zukunft wieder die Predigt-tätigkeit und den Kirchenbau duldet.

Auch im eigenen Lande gab es Schwierigkeiten. Karl der Kahle zog die Liegenschaft Turhold in Flandern an sich und nahm damit dem Erzbistum Hamburg seinen finanziellen Rückhalt. Erst als das reiche Bistum Bremen mit Hamburg vereinigt wurde, konnte Ansgar wieder aufatmen.

In der größten Not aber trat eine Wende ein. Horich, dessen Horden Hamburg geplündert hatten, erkannte in einer Seuche seines Heeres das Strafgericht Gottes. Er ließ Ansgar zurückkehren und gestattete ihm freie Religionsausübung. Mit neuem Eifer ging der Erzbischof ans Werk. Seine Predigt war gepaart mit dem persönlichen Beispiel. Arm und bescheiden lebte er. Bevor er selbst an den Altar trat, um das hl. Opfer zu feiern, hatte er schon drei

oder vier Mitbrüdern den Ministrantendienst geleistet. So gewann er das Herz der beutesüchtigen und wilden Normannen. Ihr Anführer Horich war so von der Persönlichkeit des Bischofs ergriffen, daß er dem Schwedenkönig Olaf schrieb: „In meinem Leben habe ich keinen so edlen Mann gesehen und in keinem Sterblichen solche Treue gefunden wie in Ansgar.“ Der kränkliche Missionar war im innersten seines Wesens ein Held. Das hatten diese wilden Krieger begriffen; und darum auch hatten sie Achtung vor ihm. Vorbild seines Heiligkeitsstrebens war ihm der hl. Martin. Wie bei diesem, so findet sich auch bei ihm die werktätige Nächstenliebe. Kein Armer ging ungespeist von seiner Türe. Im Spital leistete er die niedrigsten Dienste. Hier holte er sich auch den Keim zu seiner Todeskrankheit.

In einer seiner zahlreichen Visionen hatte er von Gott die Weisung erhalten: „Gehe hin; mit der Martyrerkrone geschmückt, wirst Du zu mir zurückkehren!“ So glaubte Ansgar an ein wirkliches Martyrium. Der Herr aber hatte ihm mit dieser Weisung sagen wollen, daß auch ein Leben, das in Gehorsam, Liebe und Opfer zu ihm gelebt ist, dem Martyrium gleichkommt; denn es ist ein öffentliches Bekenntnis für den Herrn. So gab er am 3. Februar des Jahres 865 seine Seele dem Herrn zurück.

Seit der Reformation sah es so aus, als sei sein Werk wiederum vernichtet. Seit einigen Jahrzehnten aber regt sich im Norden neues Leben. Das nordische Missionswerk hat die Arbeit unter seinem Namen wieder aufgenommen. Die Hierarchie wurde im Jahre 1931 in den Ländern Norwegen, Schweden und Dänemark errichtet. In Hamburg residiert seit dem vergangenen Jahre wieder ein Weihbischof. Papst Johannes XXIII. hat im Jahre 1959 erstmals einen Apostolischen Visitator für die nordischen Länder ernannt und mit diesem Amt Erzbischof Lucas SVD, den früheren Apostolischen Delegaten für Südafrika, betraut. Möge der Tag nicht mehr ferne sein, an dem auch das alte Erzbistum Hamburg-Bremen neu errichtet wird.

Oskar Hofmann, MFSC

Die schwarze Blüte

Erzählung aus der Kongomission. Nach einer Aufzeichnung von P. Spiegeleer MSC, gestaltet von Hugo Kocher

Am Lomela, einem Nebenfluß des Kongo, leben die Negerstämme der Munji und Booli. Dort liegen auch die Ortschaften Doronga, Njolis Heimatdorf im Urwald, die Missionsstationen Bokela, Bokote mit dem Noviziat und das Urwaldorf Umwani, die Heimat Elangwas.

Es stellen sich vor: Njoli, ein Booli-Mädchen, die Heldin der Erzählung; Marga, ihre Mutter; Ingongwa, ihr Vater; Umwani, die Tochter Badolis, ein gleichaltriges Mädchen; Onga, der Zauberer von Doronga; Makangwe, der Schmied von Doronga, ein Christ; Alakeia, die Frau eines berühmten verstorbenen Zauberers der Booli. Außerdem Jomono, ein jüngerer Bruder Ingongwas; Aketi, sein älterer verheirateter Bruder; Badoli, dessen Frau und Njolis Tante; Mjangwe, der Dichter und Bootsbauer von Doronga; Kamba, der Häuptling von Doronga; Ndangi, Gehilfe des Zauberers, und Umbai, die Mutter Margas, Njolis Großmutter.

Die verbotene Hütte

Der hagere, kahlköpfige Onga zupft an dem grauen Ziegenbärtchen am Kinn.

Speichel sickert ihm aus den Mundwinkeln, und er kann ein meckerndes Lachen nicht unterdrücken. Eben hat ihm Ingongwa, der tüchtigste Jäger des Stammes, eine fette junge Antilope gebracht. Wohlgefällig betasten Ongas knotige Finger, die mit ihren gekrümmten Nägeln an Geierkrallen erinnern, die Keulen, den breiten Rücken und die Brust des Wildes. Er wartet ja schon lange auf Ingongwas Besuch. Jetzt ist es also so weit. Marga, die Frau des Jägers, hat sich in die Hütte ihrer Mutter zurückgezogen. Sie erwartet ein Kind. Und Ingongwa ist gekommen, um den Dorfzauberer zu rufen.

„Eine schöne, fette Antilope“, kichert Onga. „Es soll alles so geschehen, wie



du es von mir verlangst. Meinen stärksten Zauber will ich machen, alle bösen Geister bannen. Marga soll ganz un gefährdet mit ihrem Kind in der Hütte hausen, und wenn die Tabuzeit um ist, wird sie dir stark und gesund entgegen treten und ein Kind in deine Arme legen, in dem du weiterleben wirst. Es ist gut, Ingongwa, wir sind Freunde. Du gehörst zu den Getreuen, die nicht auf die Worte des Fafa, des weißen Paters lauschen. Du bist kein Abtrünniger wie der kriecherische Onguti oder wie Makangwe, der Schmied, der bösen Zauber in die Lanzen und Messer hämmert, seitdem er das Kreuz um den Hals trägt und Gebete statt der kräftigen, alten Beschwörungen murmelt, die ihn sein Vater lehrte. Es ist gut, Ingongwa, ich will gleich mit dir kommen."

Onga klatscht in die Hände. Aus der Hütte kommt seine Frau, die dicke Badoi, gewatschelt. Auch ihr feistes Gesicht wird freundlich beim Anblick der Beute. Auf Ongas Wink trägt sie die Antilope in die Hütte, um sich sogleich an das Zerlegen, das Braten und Trocknen des Fleisches zu machen.

Ingongwa aber kauert sich im Schatten eines großen Mandumbelebaumes nieder, den bei der Rodung der Dorflichtung die Axt verschonte. Er wartet, während sich der Zauberer vorbereitet. Es ist still im Dorf. Die Weiber arbeiten bereits in den zaunumhegten Pflanzungen oder sie sind zu den Wasserstellen gegangen, um in großen Krügen den Tagesvorrat zu schöpfen. Der Weg dorthin ist weit und er wird noch weiter durch die Klatschgeschichten, die sich die Frauen und Mädchen beim Wasserholen erzählen. Alles, was im Dorf geschieht, wird dabei besprochen, natürlich auch die zu erwartende Niederkunft Margas. Als sie vor ein paar Tagen, von Schmerzen geplagt, zusammenbrach, wollte sie den Fafa rufen lassen, den Pater, der eben auf einer seiner Urwaldreisen in Doronga angekommen war.

Hö! —, wie da Ingongwa, ihr Mann, über sie hergefallen war. Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte mitten im Dorf Prügel bekommen.

Auch Ingongwa, der Jäger, denkt daran und ballt im Grimm die Fäuste. Soll sein Kind von vornherein all den Gefahren ausgesetzt sein, die die Abtrünnigen bedrohen? Onga, der Zauberer, ruft alle bösen Geister aus dem Busch und heftet sie an die Versenderer, die zum Kreuz, zum Gott der weißen Männer, beten. Er erinnert sich an Kohoi, den ein stürzender Palmbaum erschlug, an Umbani, die im Fluß ertrank, und an die Zwillinge, die Makangwes Frau geboren hat. Der Fafa hat sie getauft, und schon ein paar Tage später würgte sie ein tückischer Waldgeist, genau so, wie es Onga vorhergesagt hatte. Ingongwa vergaß, ganz im Banne des Zauberers, daß auch andere, heidnische Männer, Frauen und Kinder in derselben Zeit gestorben oder verunglückt waren.

Wie lange nur der Medizinmann heute wieder braucht! Ingongwa wirft besorgte Blicke in die Richtung der Hütte, in der jetzt seine Frau sitzt. Er seufzt. Zehn Monate darf er Marga nun nicht mehr sehen, eine lange Zeit, aber so will es nun einmal das Gesetz des Stammes. Nur die Verwandten dürfen die junge Mutter besuchen, dem Vater von ihrem Wohlbefinden und vom Gedeihen des Kindes berichten. Er selbst soll Mutter und Kind erst nach Ablauf der Tabuzeit aus der Hütte der Schwiegermutter abholen.

Ungeduldig rutscht Ingongwa hin und her. Kann sich nicht in der Zwischenzeit irgend ein Dämon, ein böser Geist, in die Hütte schleichen? All die Spukgestalten, die Onga zu bannen versteht, schrecken ihn. Fischköpfige Ungeheuer, mit langen Schwänzen, spitzen Krallen und geschwollenen Bäuchen birgt das Dunkel des Urwaldes. Gespenster gibt es, die den Schlafenden das Blut aus den Adern saugen und andere, die sie mit ihrem kalten Atem anblasen und ihnen das Fieber und andere böse Krankheiten anhängen. „Oh, oh!“ stöhnt Ingongwa in seiner Sorge. „Es gibt so vieles, was wir nicht verstehen. Wir wären verloren ohne Onga, der die Warnungen der Geister erlauscht, der den Regen ruft, wenn die

Ernte in Gefahr ist zu verdorren, der die bösen Dämonen bannt.

Wieder ein ungeduldiger Blick nach der Hütte, und nun ein Aufatmen. Endlich ist Onga bereit. Sein Gehilfe, ein flinker, junger Bursche, hebt die Matte, und hervor tritt der Zauberer von Doronga. Auf dem Kopf trägt er die in der Sonne blinkende Muschelmütze. Ingongwa schaudert, denn er weiß, wer diese Mütze berührt, der fällt tot zu Boden. Um den Hals hängen kupferne Reifen und Ketten, die bei jedem Schritt klirren. Amulette, Knochen, Federn, gedörrte Eidechsen und Mäuse, Holzplättchen, in die zauberische Zeichen eingeritzt sind, baumeln auf seiner Brust. Ein Leopardfell hat er um die Hüften gegürtet. Den kupferverzierten Stab in der Rechten schreitet er durch das Dorf, gefolgt von Ingongwa und seinem Gehilfen, dessen Blicke hin- und herschweifen. Ndangi paßt gut auf, und wehe dem, der den Zauberer nicht ehrerbietig grüßt oder gar spöttisch hinter ihm herlächelt. Ongas Gehilfe vergißt keinen und sorgt dafür, daß sein Herr und Meister die Verächter mit Bannflüchen belegt.

Die Kupferglocke am Schwanz des Leopardenfelles bimmelt und verkündet das Nahen des guten Geistes, vor dem alle bösen Dämonen weichen müssen. Die Hütte, in der Marga unter Schmerzen auf das Kommen des Zauberers wartet, liegt ganz am Ende des Dorfes. Dicht hinter ihr wuchert der Urwald üppig empor. Ein Flug Papageien streicht kreischend ab, als der kleine Trupp, dem sich neugierige Kinder angeschlossen haben, näherkommt. Jetzt gibt Onga mit dem Zauberstab einen Wink. Gehorsam bleibt Ingongwa stehen, und hinter ihm drücken sich die Buben und Mädchen aufgeregt flüsternd aneinander.

Dreimal umschreitet der Mediziner die Hütte, verscheucht mit einem Elefantenschwanzwedel die Geister, die bereits auf das Neugeborene lauern. Mit der Spitze seines Stabes furcht er den Bannkreis in den Sand, den Ingongwa während der nächsten zehn Monate nicht mehr überschreiten darf. Der

flinke Ndangi stellt einen aus einer Astgabel geschnitzten Stuhl vor den Hüttereingang. Wieder tritt der Wedel in Tätigkeit, um das Böse zu vertreiben, ehe sich Onga setzt. Ndangi kauert sich nieder und beginnt mit ausgestreckten Händen den Zaubersang, ab und zu fällt Onga murmelnd ein. Zuletzt betritt er die Hütte. Man hört das Wimmern Margas, die an- und abschwellende Stimme des Zauberers. Dicker, wohlriechender Qualm kriecht aus dem niedrigen Eingang.

Jetzt ist alles geschehen, wie es die Sitte erfordert. Ingongwa, der junge Vater, kann beruhigt in seine eigene Hütte zurückkehren. Eine Weile später bringt ihm die alte Umbai die Nachricht, daß ein Töchterchen angekommen ist. Ingongwa klatscht in die Hände. Sein Gesicht strahlt. Es ist gewiß ein besonders schönes Kind und ein kluges Kind von vornherein. Der Vater braucht nicht lange nachzudenken. Njoli soll die Kleine heißen, ein guter Name, Njoli, wie seine eigene Mutter hieß. In dem Namen liegt eine wichtige Vorbedeutung, war doch seine Trägerin die beste Mattenflechterin, und niemand tat es ihr in der Salzbereitung gleich.

Wieder klatscht Ingongwa in die Hände und ruft den Namen nach allen vier Himmelsrichtungen. Zwar findet seine Schwiegermutter, daß eigentlich Umbai schöner geklungen hätte, aber sie schweigt und verbeißt ihren Ärger. Sie hätte sich zuvor mit Marga beraten sollen, aber wer dachte schon an ein Mädchen, hatte doch Onga einen Knaben prophezeit.

Wie schön ist es in der Hütte am Dorftrand. Hoch in den Wipfeln der Bäume keckern die Affen, ruft ein Nashornvogel, locken die großen Waldhühner. All die Laute dringen gedämpft in die dämmerige Hütte herein, in der Marga auf ihrer Matte liegt, schwach und müde von den ausgestandenen Schmerzen, aber überglücklich, ihre kleine Njoli in den Armen zu halten, ihr erstes Kind. Sie wiegt es sacht und singt ein kleines Lied. Es besteht nur aus fünf armseligen Worten, die sie immer wiederholt, und doch kann sie alles hineinlegen, was sie empfindet an

Glück und Freude, an Hoffnungen und guten Wünschen für das Neugeborene.

Während sie die kleine Melodie summt, denkt sie an die Zeiten, die verflossen sind, an die Tage des Schäkerns und Kicherns ihrer Mädchenzeit, an das Werben und Umworbenwerden. Schön war es, mit den Freundinnen an der Wasserstelle im Urwald zu kauern und von den jungen Männern zu schwatzen, noch schöner, dem Auserwählten im Tanze gegenüberzustehen, den Flammenschein, das brennende Begehren, das eigene Bild in seinem Auge zu sehen, die ganze lange Nacht hindurch. Im Takt der Flöten und Trommeln sich zu wiegen, sich in rasende, tolle Wildheiten hineinzusteigern, sich endlich müde und erschöpft auf die Matte niedersinken zu lassen, während das Blut noch immer in den Ohren sang. Oh ja, an all das erinnert sich Marga, während sie ihre Njoli wiegt. Sie erinnert sich der Werbung Ingongwas, der Kupferringe, Lanzen, Messer, der Felle und des Elfenbeins, das er für sie bezahlen mußte, gar nicht zu reden von den Ziegen und den Krügen voll herrlich gärendem Palmwein. Es war eine schöne Zeit, und doch will Marga das alles so nichtig scheinen, jetzt, da sie die Erfüllung in den Armen hält, die kleine Njoli.

Sie lächelt bei dem Gedanken an Ingongwas Seufzer. Wie hat er geklagt, daß er seine Marga nun zehn Mondzeiten lang entbehren muß. Auch ihr wollten sie so endlos dünken, als sie noch an seiner Seite saß, und jetzt ist sie überglücklich, daß ihr die kleine Njoli zehn Monate lang ganz allein gehören soll.

Sie braucht nicht Mais und Hirse oder Maniok zu pflanzen, Unkraut zu jäten, sich mit Affen und Papageien herumzuärgern, die immerzu in die Pflanzungen einbrechen, um zu stehlen. Sie braucht nicht Häute zu schaben, Fleisch zu trocknen, Wasser zu holen. All die Plage des Alltags bleibt ihr erspart, sie hat nichts anderes zu tun als glücklich zu sein, die kleine Njoli zu hegen und zu pflegen. Wie schön, wie wunderbar das ist!

Und die Tage laufen hintereinander her wie die plätschernden Wellen im Fluß, und sie sind auch genau so silberblinkend wie jene, wenn sie die Sonne bescheint. Nächte hängen ihren sternbesetzten Mantel über die Hütte am Dorfrand auf, und um Marga ist nichts anderes als das sachte Klingen und Singen in ihrem Innern und das Raunen des gewaltigen, düsteren Urwaldes ringsum.

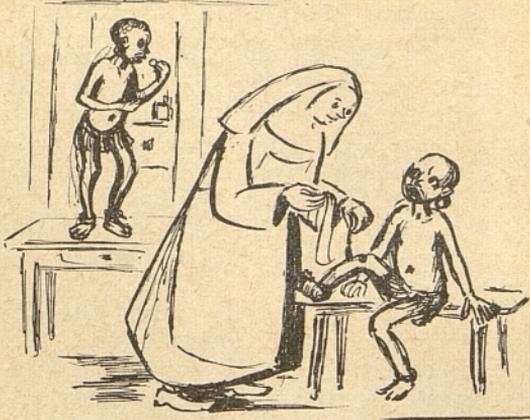
Doch das Dorf, die Umwelt haben sie nicht vergessen. Die Verwandten, die nächsten Familienangehörigen kommen und erzählen Marga von dem, was draußen geschieht. Vom letzten Besuch des Fafa, des Missionars, und von dem großen Zauber, den er über den kranken Mafoi gesprochen hat. Seit Wochen lag er von Schmerzen gequält in seiner Hütte, und vergebens waren alle Beschwörungen und Opfer Ongas. „Was der Zauberer nicht vermochte, das vollbrachte der Fafa mit seinem weißen Pulver und mit seinem Gebet. Mafoi ist genesen, so stark und gesund wie je zuvor und hat beschlossen, jetzt wirklich Christ zu werden. Sobald der Fafa von der Urwaldfahrt zurückkehrt, will er sich ihm anschließen, nach Bokela an den Lomelafluß zu gehen, um dort das zauberkräftige Gebet zu lernen, das der Pater über seinem Schmerzenslager gesprochen hat. Onga tobt und verflucht ihn“, so flüstern die Besucher. „Er hat Mafoi ein böses Ende prophezeit, aber der Genesene lacht darüber. Er trägt ein Medaillon auf der nackten Brust, das stärker als alle Amulette und Zaubersprüche sein soll.“

Mehr als einmal erzählt Badoli, Margas Tante, von diesem Medaillon. Es scheint fast, als brenne ihr ein besonderes Geheimnis auf der Zunge, aber immer ist die alte Umbai oder ein anderer Besucher in der Nähe. Endlich gelingt es ihr, Marga allein anzutreffen. Sie läßt die Matte herab, daß es ganz dunkel in der Hütte wird. Noch einmal sieht sie sich nach allen Seiten um, ehe sie hastig zu flüstern beginnt.

„Ich sprach zu dir von Mafoi und von seinem Zauberamulett. Es ließ mir keine Ruhe, und in aller Heimlichkeit



Koko und Poko



Kürzlich nahmen unsre zwei
teil an einer Rauferei.
Koko riß sich auf das Knie,
und er weiß nicht einmal, wie.

Doch der Poko kennt sich aus:
Dort in jenem Krankenhaus,
wo die Schwestern sich befinden,
kann man solches schnell verbinden.

Eine nette, etwas fette
Schwester namens Henriette
fertigt mit geübter Hand
Koko einen Schnellverband.

Doch der Koko stöhnt und winselt,
denn sie hat das Knie bepinselt,
und der kleine Patient
findet, daß es ziemlich brennt.

Poko aber schaut sich um
in dem Sanatorium,
während Koko man verbindet,
ob sich hier was Gutes findet.

Und er klagt in alter Frische
aus der Nische überm Tische
eine Schachtel gelbe Pillen,
um den Appetit zu stillen.

Als die Schwester grad nicht guckt,
hat er sie auch schon verschluckt.
Und da Koko nun geheilt,
froh das Paar von dannen eilt.

Doch es dauert gar nicht lange,
da wirds Poko angst und bange,
und er überlegt im stillen,
ob es kommt von jenen Pillen.

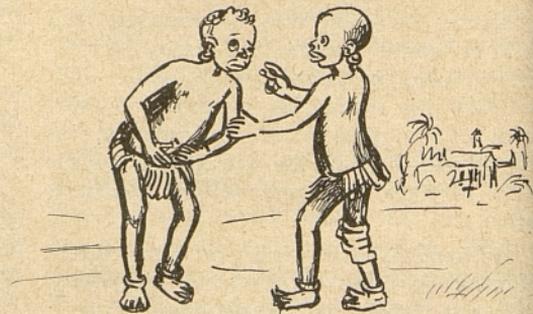
Immer schlimmer sind die Qualen,
es ist gar nicht auszumalen,
und so schleicht er sich zum Glück
in das Hospital zurück.

Unser Poko, dieser Arme,
spürt, es ist was mit dem Darne,
und er fragt in seinem Harme,
ob sich jemand sein erbarme.

Ohne Mucken, ohne Zucken
muß ein fettes Öl er schlucken,
und nach einer kurzen Zeit
ist es endlich dann so weit:

Alles, alles ist vorbei,
und der Darm ist wieder frei.
Poko aber stammelt nur:
Das war eine Pferdekur.

ADAM



bin ich zum Fafa gegangen und habe
ihn um seinen Zauber gebeten für dich
und die kleine Njoli. Hier nimm und
schweig. Der Fafa sagt, du sollst es der
kleinen Njoli um den Hals hängen oder
aber, wenn du das nicht wagst, das Me-

daillon unter die Matte legen, auf der
die Kleine schläft. Dazu sollst du ein
Zeichen mit der Hand machen und ein
paar Worte sprechen, die ich nicht ver-
stehen konnte, die ich mir aber gut
merkte."

(Fortsetzung folgt)



Rathaus in Saldana



Kathedrale in Palencia, erbaut 1321—1516

Von Josefstal nach Spanien

Am Abend des 23. Februar bestiegen unsere sechs Spanienfahrer nach einem herzlichen Abschied in Josefstal in Ellwangen den Zug. Über Stuttgart gelangten sie zunächst nach Paris. P. M o h n berichtet unterm 26. Februar: „In Paris besuchten wir die Kirchen Notre Dame und Sacre Coeur auf dem Montmartre und erlebten eine sehr eindrucksvolle Meßfeier in der Kirche Saint Séverin, die, wie wir nachher hörten, die in Frankreich in der liturgischen Bewegung führende Kirche ist. Alle Anwesenden gingen zur hl. Kommunion.

Als wir am nächsten Morgen der spanischen Grenze entgegenfahren, merkten wir gleich, daß wir in ein anderes Klima geraten waren: wolkenloser Himmel, überall blühende Wiesen und Sträucher. Bei der Zollkontrolle an der spanischen Grenze wurde ich am gründlichsten durchsucht; sie fanden auch allerhand, warteten aber, bis alle Leute draußen waren, und ließen mich dann mit einem freundlichen Gruß laufen.

Auf der Fahrt durch Spanien ging es durch viele Tunnels und über hohe Viadukte. Die Sonne brannte heiß, und wir hatten mächtig Durst. Aber auf den Bahnhöfen gab es nichts zu trinken. In Venta de Baños stiegen wir in drei Autos um und fuhren in rasender

Geschwindigkeit die 13 Kilometer nach Palencia. Dann ging es mit Autobus nach Saldaña.

Unsere Ankunft in Saldaña war ein Volksfest. Alle Herzlichkeit, mit der wir auf der Reise von Franzosen und Spaniern behandelt worden waren, war nichts gegen die Aufgeschlossenheit, mit der wir empfangen wurden und noch immer umgeben werden.

Saldaña, wo wir die ersten Tage verbringen und wo von uns in Kürze ein großes Knabenseminar erstellt werden soll, ist eine Mischung aus Stadt und Dorf. Die beiden Kirchen sehen von außen und eine auch von innen recht verwahrlost aus, letztere wird aber eben instandgesetzt. Die Pfarrkirche überrascht im Innern durch ihre Sauberkeit und Schönheit. Zwei Kilometer von Saldaña entfernt ist der Muttergottes-Wallfahrtsort Ermita del Valle; darum heißen viele Mädchen hier Maria del Valle. Wir sind bei Privatleuten untergebracht. Aus Saldaña und Umgebung leben zur Zeit 480 Priester und Ordensleute über die ganze Welt verstreut.

P. S. Eben wird schon der erste Bub für das Seminar angemeldet, zu dem noch nicht einmal der Grundstein gelegt ist.“



Hl. Josef in der Kapelle des Missionsseminars St. Josef in Ellwangen von Bildhauer Hans Schnepf